

Erlauschtes aus dem Bürgerheim

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **38 (1967)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-807309>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

tersheim, ein Pflegeheim und eine Arbeitsanstalt gebildet wurde, wobei letztere den Namen Bürgerheim beibehielt. Dabei stellen sich die Gemeinden gegenseitig Rechnung für die ihnen zugewiesenen Personen. Diese Regelung funktioniert offenbar gut. Solange aber das Pflegeheim und das Altersheim die Landwirtschaft und den Brennholzhandel beibehalten, sind sie dem Geruch des Bürgerheims irgendwie treu geblieben, da sie dabei doch auf die Führung einer gewissen Arbeitsgruppe angewiesen sind.

Ehrlich gesagt, haben die Bürgerheime den gewissen *Nachteil*, dass gar so verschieden geartete Leute miteinander leben müssen. Gleichzeitig aber haben sie den grossen *Vorteil*, dass keine zu grossen Massierungen von gleichgearteten Menschen gebildet werden und in natürlicher Gemeinschaft gegenseitige Rücksichtnahme und Ergänzung gepflegt wird. So ist es zuweilen auch in einem Bürgerheim möglich, einzelnen, gestrauchelten Menschen ebensogut auf die rechte Bahn zu helfen wie in speziell hiezu geschaffenen Anstalten, wo all den erzieherischen Bemühungen des Personals der grosse Block von Falschheit und Hinterlist gegenübersteht. In einem Bürgerheim kann immerhin auf einen gewissen Stock von treuen, anhänglichen und willigen Menschen gezählt werden.

Zweifellos übernimmt ein Hauselternpaar mit der Leitung eines Bürgerheims eine grosse und gar vielseitige Aufgabe. Unwillkürlich stellt sich die Frage, wie steht es mit der *Ausbildung* hiezu. Dieselbe wird fast durchwegs durch praktischen Einsatz in verschiedenen Anstalten erworben, und ein wesentlicher Kern bildet die persönliche Eignung und Freude zu dieser Arbeit. Ist es volkswirtschaftlich nicht ein gewisser Vorteil, dass nicht erst teure Schulen gebaut und besucht werden müssen? Wer diese Frage mit spöttischem Lächeln verneint, mag sich einmal Zeit nehmen, unsern einfachen, bäuerlichen Hausvätern und ihren tapfern Frauen bei der Arbeit zuzuschauen und dabei auch beachten, mit wie wenig Personal diese Heime in Ordnung gehalten werden. Es zeigt sich immer wieder, dass auch an die grossen Bürgerheime mit hundert und mehr Insassen Leute berufen werden, welche sich in erster Linie durch praktischen Einsatz bewährt haben. Offensichtlich haben da der VSA und die Regionalvereinigungen die Aufgabe, Weiterbildungsmöglichkeiten und Gelegenheit zu gegenseitigen Aussprachen zu bieten und sich für zeitgemässe Bauten und Anstellungsbedingungen einzusetzen.

Wenn man an die übermüdeten Hausmütter und an die zahlreichen Kollegen denkt, die nach kurzer Amtszeit den Beruf verlassen haben, hat man unwillkürlich den Eindruck, wenigstens einen Einführungskurs könnte manchem Ehepaar eine Hilfe sein. Doch, wer hat schon Zeit hiezu? Manche Anregung kann durch den Besuch von Arbeitskollegen und Kolleginnen gewonnen werden. Vielleicht könnten sich aber einmal einige gewiegte Praktiker zusammenschliessen, um wenigstens einige Richtlinien oder einen prägnanten Leitfadens zusammenzustellen.

Wollen wir doch darnach trachten, das Gute an unsern Heimen zu erkennen und zu fördern und auch im Wellengang der Zeit Zuflucht und Heimat bieten. Trotz Technik und Geldschwemme gibt es ja immer wieder Menschen, die ein Heim, einen Vater und eine Mutter brauchen.

Erlauschtes aus dem Bürgerheim

Ein altes Fraueeli, das sich nicht mehr recht einleben konnte, sagte zwei Wochen nach ihrer Einweisung zu der offenbar noch jugendlichen Hausmutter: «Losezi Frölein, sägezi de Armemuetter, sie söll mer no d'Rechnig mache; i vermag gwöss nomme lenger do z'blybe.»

Ein neu eingetretener alter Mann wurde angewiesen, sich im Badzimmer zu entkleiden und sich in das bereitgestellte Bad zu setzen. Als der Hausvater nach einer Weile zurückkam, sass der gute Sturzenegger bleich und ängstlich im nassen Element. Wahrlich, er hatte alles ausgezogen mit Ausnahme — der Zipfelmütze.

Die alte Marie klagte an einem Morgen, ihre Zähne wären wie verhext, sie halten einfach nicht mehr. Die Prüfung ergab, dass sie sich beide Prothesen oben übereinander einsetzen wollte.

Der Hausvater schaute einem Neunzigjährigen beim Rasieren zu und fragte neckisch, ob er wieder der Schönste sein wolle. Doch die Antwort kam prompt und träf: «Seb ischt do no bald mögli!»

Ganz bestürzt kam ein Mann zur Hausmutter mit dem Bericht, der Joggeli wolle sich das Leben nehmen. Die Mutter ging sofort Nachschau halten, was los sei mit diesem armen Joggeli, der sich vor einem Jahr einmal im Wald unter einem Reisighaufen versteckte, in der Meinung, es sei da dann alles aus. Es bot sich ihr folgendes Bild: Der lebensmüde Bursche lag in seinem Bett, den Kopf über den Bettrand hängend und in der Hand ein Tischmesser. Auf der Stirn hatte er sich ein paar Ritzerchen gemacht und wahrhaftig ein Tröpfchen Blut hervorgebracht. Auf dem Boden aber lag ein grosses, grosses Packpapier. Der gute Tropf wollte wenigstens keine Sauerei hinterlassen.

Marseille, der alles so grundfalsch von der Zunge fliesst, hörte, wie der Hausvater erfolglos einen Mann zu sich rief und meinte ganz entrüstet: «Sie g'hört nütz, sie g'hört nütz, sie tuet aber au d'Auge nüd appenand!»

Ein Insasse wurde vom Arzt wegen eines Leidens aus der Sprechstunde ins Krankenhaus geschickt. Die Hausmutter sandte die nötigsten Sachen nach, worunter auch eine neue Zahnbürste. Später aber bat der Mann, dass man ihm auch noch seine Zähne bringe, die er im Kasten versorgt habe. Er hätte jetzt grad wieder einmal Zeit, sich daran zu gewöhnen.

Rösli putzte gerade die Treppe, als der Herr Pfarrer zu einem Besuch kam. Mit dem Handrücken wischte sie sich rasch den feuchten Glanz von der Nase und reichte dann die Hand dem hohen Gast zum Gruss. Dieser fragte freundlich: «So Rösli, bischt flyssig?». Nachdenklich, fast seufzend kam die vielsagende Antwort: «Jo, do chammers werde!»

Letzthin, als es zum Mittagessen Bohnen gab, kündigte ein witziges Weibchen an: «Wenn denn d'Bürgermusig afangt bloose, goh'n i denn in Garte use.»

Als einem lotterigen Männchen gesagt wurde, man wolle ihm eine neue Kleidung anmessen, wehrte er energisch ab: «Mer isch am wölschte i dem Gwändli, weischt, i bi en Zigüner ond blyb en Zigüner.»